

Marburger Zeitung.

Nr. 17.

Freitag, 8. Februar 1867.

VI. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Zustellung ins Haus monatlich 10 fr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gekaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 fr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 fr. Inseraten-Stempelgebühr kommen.

Zur Geschichte des Tages.

Das Ministerium Belcredi ist gefallen! Wenn nach so langer, verfassungloser Zeit bei der allgemeinen Erschütterung des Rechtsbewußtseins eines zu trösten, zu erheben vermag, so ist es der Gedanke, daß die Eintracht der deutschen Verfassungskartei den Septemberminister gestürzt. Die Verfassungskartei möge daraus die Lehre ziehen, daß der gesetzliche Widerstand früher oder später siegt — daß wir vom Rechtsboden aus — und wäre derselbe nur so breit, daß wir darauf stehen und streiten können — die ganze verfassungswidrige Welt aus den Angeln heben. Gehen wir mit dem gleichen Muth, der uns die Verfassung wieder errungen, an die Verbesserung derselben, so ist das Vaterland nicht verloren.

„Die deutsch-österreichischen Zeitungen streiten jetzt darüber, schreibt ein Wiener Berichterstatter des „Naplo“, „ob der mit Ungarn abzuschließende Vertrag einfach behufs Kenntnissnahme der westlichen Reichshälfte mitgetheilt wird, oder ob sie auch das Recht haben wird, ihre Meinung abzugeben? Mit Ungarn ist noch keinerlei Vergleich abgeschlossen, wenn das Ministerium ernannt wird; dies ist eine einfache Wiedereinsetzung in den vorigen Stand und als solche eine innere Angelegenheit Ungarns, welche außer der Krone und Ungarn Niemand näher angeht. Dies wird demnach der Vertretung der Westhälfte höchstens behufs Kenntnissnahme mitgetheilt werden, oder auch vielleicht als solche nicht. Die „Vereinbarungen“ hinsichtlich der gemeinsamen Angelegenheiten werden erst dann formell beginnen, denn unser Landtag kann erst dann an die Verhandlung dieser Frage schreiten. Hierin hat dann auch die Vertretung jenseits der Leitha dreinzureden und, im Falle einer Meinungsverschiedenheit ist die Zusammensetzung einer gemeinsamen Delegation für diesen einzigen Fall noch geradezu nicht verworfen, ja der diesbezügliche Antrag wird, wenn die Deutschen überhaupt im Reichsrathe erscheinen, voraussichtlich von ihnen, vorzugsweise von der Partei Kaiserfeld ausgehen. — Die deutschen Blätter streiten mithin ohne Noth; worin sie dreinzureden haben, werden sie auch dreinreden können. Das Uebrige, was innere Angelegenheit Ungarns ist, können sie zur Kenntniss nehmen oder auch nicht — wie es ihnen beliebt, — dies hängt ganz von ihnen allein ab.“

Die Bildung des süddeutschen Bundes, mit dessen einzelnen Staaten Preußen den Abschluß von Militärverträgen betreibt, wird nun auch von der Berliner Politik eifrig gefördert. Daß Preußen seinen Bestrebungen mit der Mainlinie keine zu überschreitende Grenze gesetzt, daß es vielmehr mit allen Mitteln daran arbeiten will, über den Main hinweg die süddeutschen Staaten zu einem wie immer gearteten Anschluß an den norddeutschen Bund zu bringen, scheint aus nachstehender Mittheilung der „Norddeutschen Allg. Ztg.“ hervorzuleuchten: „Zu welchen irrthümlichen Auffassungen in der auswärtigen Presse die Annahme führt, daß Preußen für den unter seiner Leitung begründeten norddeutschen Bund nicht die Main-Linie festzuhalten Willens sei, zeigt ein Artikel des „Journal des Debats“ über das Programm des Fürsten Hohenzollern. Der Verfasser stellt die Behauptung auf, daß Baiern geneigt

den werden erst dann formell beginnen, denn unser Landtag kann erst dann an die Verhandlung dieser Frage schreiten. Hierin hat dann auch die Vertretung jenseits der Leitha dreinzureden und, im Falle einer Meinungsverschiedenheit ist die Zusammensetzung einer gemeinsamen Delegation für diesen einzigen Fall noch geradezu nicht verworfen, ja der diesbezügliche Antrag wird, wenn die Deutschen überhaupt im Reichsrathe erscheinen, voraussichtlich von ihnen, vorzugsweise von der Partei Kaiserfeld ausgehen. — Die deutschen Blätter streiten mithin ohne Noth; worin sie dreinzureden haben, werden sie auch dreinreden können. Das Uebrige, was innere Angelegenheit Ungarns ist, können sie zur Kenntniss nehmen oder auch nicht — wie es ihnen beliebt, — dies hängt ganz von ihnen allein ab.“

Der gestohlene Brautschatz.

Vom Verfasser der schwarzen Mare.

(Fortsetzung.)

Der Polizeirath ließ durch die Gendarmen Schmidt Zwei und Drei Viedle und den Kellerwirth hinausführen, und draußen abgesondert bewachen. Dann schritt er zum Verhör des Fehlers. Zunächst besah er die einzelnen Uniformstücke des Korbes.

„Ei, ei, Justus Graumann, Ihr habt da am frühen Morgen schon ein hübsches Geschäft gemacht. Meist lauter neues Zeug! Was habt Ihr dafür gegeben?“

„Hören Sie mich an, Herr Polizeirath. Gott der Gerechte ist mein Zeuge —“

„Wie viel Ihr dafür gegeben habt?“

„Hören Sie mich nur erst an, guter Herr Polizeirath —“

„Guter Mann, seid zuerst nur so freundlich, mir den Preis zu sagen.“

„Sie sollen Alles erfahren, Alles, die lautere reine Wahrheit.“

„Nicht wahr, fünf Thaler?“

„Nicht als Kaufpreis, verehrter Herr Polizeirath. Hören Sie mich nur an.“

„Nun, so spricht.“

„Das lohne Ihnen der Allerbarmen. Glauben Sie mir, ich stehe hier vor Ihnen, unschuldig, wie Christus der Gekreuzigte.“

„Zur Sache, wenn Ihr so gut sein wolltet.“

„Die Sache ist sehr einfach. Der Wirth hier, Herr Funke, ein braver, redlicher Bürger der Stadt, kam heute früh zu mir und theilte mir mit, daß gestern Abends spät ein verdächtiger Mensch in seinen Keller gekommen sei, der habe um Nachtquartier gebeten. Er habe es ihm abgeschlagen, weil er nicht beherbergen dürfe. Der Mensch habe ihn darauf um zehn Silbergroschen gebeten, um sich eine Schlafstelle suchen zu können, seinen Korb geöffnet, worin sich Uniformstücke befanden, und diese als Pfand angeboten. Zugleich habe ihn derselbe gefragt, ob er ihm keinen Käufer für die Sachen verschaffen könne. Er habe auf einen Diebstahl gerathen, und da kein Polizeibeamter bei der Hand gewesen, so sei er zum Schein auf das Anerbieten eingegangen, habe dem Menschen die zehn Silbergroschen gegeben und die Sachen behalten. Er überlegte nun mit mir, wie es am Besten anzufangen sei, den Dieb nicht nur zu fangen, sondern auch zugleich zu überführen, und da kamen wir

dann unter Gottes Beistande auf den Gedanken, daß ich ihm zum Scheine die Sachen abkaufen solle, um sie sogleich an das Polizeipräsidium zu bringen und dort Anzeige von dem Vorfalle zu machen.“

„Ihr seid doch die Ehrlichkeit selbst, alter Graumann“, unterbrach der Polizeirath den Diebesbühler.

„Ich habe ein ruhiges Gewissen, guter Herr Polizeirath. Hören Sie mich weiter. Das Geschäft, wohlverstanden, das Scheingeschäft, kam zu Stande; wir hatten uns dabei auch den Namen des Diebes sagen lassen. Er hieß Ludwig Viedle; seine Papiere vom Buchhause wiesen ihn aus. Er war gerade auf dem Wege nach dem Polizeipräsidium, als ich arretrirt wurde.“

„Durch die Hintertür dieses Hauses, guter Graumann?“ sagte der freundliche Polizeirath.

„Für mich der nächste Weg.“

„Und warum holtet Ihr die Polizei nicht herbei?“

„Wir hatten unter Gottes Beistande davon gesprochen, Herr Polizeirath! Aber vorher ging es nicht an, weil ja der Dieb in der Nähe sein und aufpassen konnte, und Sie werden begreifen, daß dann Alles vorbei war, da wir seinen Namen nicht wußten.“

„Warum hatte der brave Herr Funke ihn nicht schon gestern Abend danach gefragt?“

„Er muß es doch wohl vergessen haben.“

„Nun, und nachher?“

„Nachher war der Mensch so eilig, daß keine Zeit blieb, zu dem Herrn Polizeikommissarius zu schicken. Auch war der Herr Funke allein. Sie wissen, er ist Junggefell.“

„Wo hat denn Viedle die Sachen gestohlen?“

„Das hat er nicht gesagt. Er hat gar nicht von einem Diebstahl gesprochen.“

Der Polizeirath gab dem Gendarmen Schmidt Bier einen Wink.

„Ich kann doch jetzt nach Hause gehen, Herr Polizeirath?“ fragte der Diebesbühler treuerherzig.

„Und Eure fünf Thaler, guter Graumann?“

„Sie sind mir sicher genug dafür, guter Herr Polizeirath.“

„Ihr seid ein argloses Herz.“

„Mit Gottes Beistand, Herr Polizeirath.“

Schmidt Bier führte den Alten ab.

„Den Kellerwirth?“ fragte im Abgehen in seiner gewohnten Kürze der Gendarm, der den Plan seines Vorgesetzten errathen hatte.

Der Polizeirath nickte. Der Gendarm führte den Kellerwirth herein. Der Mann hatte unterdeß seinen vollen Troß gesammelt.

sei, sich der Suprematie Preußens zu unterwerfen. Von einer solchen Absicht ist in den Erklärungen des bairischen Ministerpräsidenten nichts zu finden. Andererseits liegt es durchaus im Interesse Preußens, daß die Bestimmungen des Prager Friedens über die nationale Verbindung des norddeutschen und süddeutschen Bundes zur Ausführung kommen. Die preussische Politik kann daher nur darauf bedacht sein, die Verständigung der süddeutschen Regierungen unter sich zur Herstellung und Befestigung eines Bundes südlich vom Main nach Kräften zu fördern."

Die kriegerischen Vorbereitungen der Türkei nöthigen Serbien, eifrig zu rüsten. Hätte die Pforte eine richtige Ahnung von der Gefahr, welche sie durch Nichtbewilligung der serbischen Forderungen heraufbeschwört, sie würde nicht zum Kampfe drängen. Serbien fühlt sich der Türkei gegenüber als eine Macht, die unter den jetzigen Verhältnissen kaum unterliegen wird, wenn die europäischen Mächte sich nicht zu Gunsten der Osmanen einmischen. Bezeichnend für die kriegerische Stimmung in Serbien ist die Rede, welche der Fürst neulich an die zur Hofstafel geladenen Offiziere der Landwehr hielt; dieselbe lautet: Unter allen Einrichtungen, die meine Regierung theils vom Grunde aus aufbaute, theils bedeutend fortentwickelte, ist die Neubildung des Heeres und das Inslebenrufen der Landwehr ohne Zweifel die wichtigste. Der Grundgedanke dieser Einrichtung, den schon mein in Gott ruhender Vater anstrebte, den er aber, vom Tode ereilt, nicht verwirklichen konnte, ist der: daß Serbien befähigt werde, eine seiner als christlichen Staates würdige Stellung auf der Balkan-Halbinsel einzunehmen. Erst mir wurde gegönnt, diese große und patriotische Idee zu verwirklichen. Und meine Herren, schon kann ich mit voller Gewißheit und genau sagen, daß das jetzige Serbien den ersten Platz unter allen jenen Ländern und Staaten inne hat, die lange Zeit mit ihm dasselbe unglückliche Schicksal theilten, und die Serbien vor Kurzem noch überholt hatten. Der bis gestern noch in Europa unbekannte Name: Serbe, wird jetzt überall mit Achtung ausgesprochen. An dieser Thatfache hat die serbische Armee Antheil, die Armee, welche in den Zeiten des Friedens eine Gewähr für die Ordnung und Geseßlichkeit ist, auf den Schlachtfeldern aber, auf die ich und das Vaterland sie rufen sollte, wird sie, darüber mag Niemand zweifeln, die Furcht und der Schrecken des Feindes sein.

Der neue Gesetzentwurf über die Organisation des französischen Heeres weicht in wesentlichen Stücken von jenem ab, welchen seinerzeit der „Moniteur“ veröffentlicht. Er enthält keine genaue Bestimmung mehr über die Biffer des jährlichen Kontingents oder der Reserve. Die Dienstzeit ist auf sechs Jahre in der aktiven Armee und auf drei Jahre in der Reserve festgesetzt. Der Loskauf wird ohne einschränkende Bestimmungen aufrechterhalten. Die Stellvertretung wird gestattet. Bei der mobilen Nationalgarde hat es sein Verbleiben; die Dienstzeit in derselben ist neun Jahre. Die Heirat wird in derselben zu jeder Zeit gestattet. Von der Heirat in der Reserve wird nicht gespro-

chen, aus dem einfachen Grunde, weil in dem neuen Entwurf überhaupt keine Einzelheit, welche die Organisation und Zusammensetzung der Reserve anginge, berührt wird. Es versteht sich von selbst, daß das Kontingent jährlich durch einen Beschluß des gesetzgebenden Körpers bestimmt werden muß. — Das Lager von Chalons wird dieses Jahr nicht bezogen, dagegen zu St. Maur bei Paris während der Ausstellung ein Lager gebildet, um den Fremden auch Frankreichs herrliches Kriegsheer zu zeigen.

Die meisten Londoner Blätter sprechen die Ueberzeugung aus, daß im Frühlinge oder spätestens im Herbst des Jahres 1867 ein deutsch-französischer oder sonst ein großer europäischer Krieg ausbrechen werde. Die Times erklärt jedoch alle diese Besorgnisse für grundlos: sie traut dem Kaiser der Franzosen eine richtigere Schätzung der ihm gegenüberstehenden Macht zu. Im Wettlauf des Rüstens sei Preußen schon in diesem Augenblick seinem Nebenbuhler voraus. Seine Kraft als eigentliches Preußen sei sowohl materiell als moralisch gewachsen; aber in wenigen Wochen wird seine Kraft die Kraft Norddeutschlands, in wenigen Monaten die Kraft ganz Deutschlands sein. Welchen Hindernissen Graf Bismarck's Politik noch im preussischen oder norddeutschen Parlament begegnen, welche Eifersucht noch die halb mediatisirten Fürsten erfüllen mag, gewiß sei, daß Frankreich zwischen dem Main und der Nordsee auf eine starke und einmüthige Nation stoßen würde. Napoleon werde so klug sein, sich auf nichts einzulassen.

Die englische Thronrede bezeichnet die Verhältnisse zum Auslande als freundlich und befriedigend. Die Beendigung des preussisch-österreichisch-italienischen Krieges werde hoffentlich einen dauernden Frieden in Europa bewirken. Die Vorschläge zur Schlichtung der Differenzen mit Amerika seien gemacht; hoffentlich erfolgreich. Der spanisch-chilenische Krieg dauere leider fort; die englisch-französische Vermittlung sei leider umsonst gewesen. England und Frankreich seien ohne direkte Einmischung bemüht, die Beziehungen der Türkei zu deren christlichen Untertanen zu verbessern, ohne die Rechte des Sultans zu beeinträchtigen. Die Verhandlungen betreffs der Stellung des Fürsten Karl in den Fürstenthümern seien befriedigend abgeschlossen. Irland werde hoffentlich bald beruhigt, ohne weitere Aufrechterhaltung von Ausnahmeständen. Die Thronrede verspricht keine Reformbill, sagt aber, die Aufmerksamkeit des Parlaments werde auf nothwendige Wahlreformen gelenkt werden. Die Thronrede verheißt schließlich Gesetzesvorlagen betreffs der Arbeiterverhältnisse, der kaufmännischen Flotte, der Eisenbahnen und der Armenzustände, ferner betreffs der Bankrottgesetze und der irischen Angelegenheiten.

Der nordamerikanische Kongreß hat mit großer Mehrheit den Beschluß gefaßt, Johnson in Anklagezustand zu versetzen. Die radikale Partei, welche in den vier Kriegsjahren unermessliche Opfer gebracht und den Freistaat erhalten, will ihren Sieg vollständig ausbeuten und von dem verfassungsmäßigen Rechte den unbeschränkten Gebrauch machen. Man glaubt, folgendes sei der voraussichtliche Gang des Prozesses wider Johnson: Das Hauskomitee wird zu Gunsten der An-

„Herr Polizeirath, Sie behandeln einen Berliner Bürger in seinem eigenen Hause als einen Verbrecher?“

„Ich habe Ihnen“, erwiderte der Polizeirath, „ja noch kein Verbrechen vorgeworfen.“

„Aber Sie behandeln mich als einen Verbrecher.“

„Sprechen Sie die Wahrheit, und auch das hört vielleicht auf.“

„Was wollen Sie von mir wissen?“

„Was haben der Liede und der Graumann bei Ihnen gemacht?“

„Warum haben Sie sich das nicht schon von Graumann erzählen lassen?“

„Ich möchte es gern von Ihnen erfahren.“

„Warum, wenn Sie es schon von ihm wissen?“

„Sie sind Berliner Bürger; noch nicht in Untersuchung gewesen; ich traue Ihnen mehr.“

Die ruhige Freundlichkeit des Beamten verwirrte die Grobheit des Diebswirthes. Er schwieg, sich besinnend.

„Nun“, fuhr der Polizeirath fort, „was machten die Beiden hier?“

„Ich will es Ihnen erzählen, Herr Polizeirath. Gestern Abend spät kam der Mensch, der Liede, hierher. Er bat um Nachtquartier. Ich kannte ihn nicht, ich darf auch nicht herbergen.“

„Sie verweigerten ihm daher das Nachtquartier.“

„So ist es. Darauf bat er mich um zehn Silbergroschen.“

„Und gab Ihnen den Korb mit den Sachen da zum Pfand.“

„So ist es.“

„Und darauf?“

„Ging ich heute Morgen früh zum Herrn Graumann, um mit ihm zu besprechen, wie wir —“

„Schon gut. Ich schenke Ihnen für heute das Weitere. Ich weiß es schon von Graumann, und Sie haben Recht, ich brauche es von Ihnen nicht noch einmal zu hören.“

Auf einen Wink führte Schmidt Vier den Kellerwirth ab und Ludwig Liede ein. Der alte Dieb war nicht tropig geworden; er sah beinahe gerührt aus.

„Nun, Lude, armer Kerl! Erst vorgestern vom Zuchthause zurück, und nun schon wieder reis! Und diesmal zeitlebens, denn ein großer Diebstahl liegt vor. Und jene beiden ehrlichen Männer werfen Alles auf Dich, Alles, auf Dich allein, und waschen sich selbst rein. Du dauerst mich, alter Bursche.“

Das freundliche Mitleid des Polizeiraths traf so voll als möglich in das weiche Herz des Diebes, das zu schwach war sowohl zum vollen Leugnen, als zum vollen Bekenntnisse der Wahrheit.

„Herr Polizeirath“, rief er unter Thränen, „an dem Diebstahl bin ich unschuldig. Ich habe nichts angerührt, von dem Gelde gar nichts. Ich schwöre es Ihnen.“

Der Beamte unterbrach ihn.

„Ein Wort, Lude, ehe Du weiter sprichst. Wir kennen einander. Du weißt, daß ich nicht eher aufhöre, bis Du nachgegeben hast, und ich weiß, daß Du keinen zu harten Kopf hast und nachgeben wirst.“

„Ich habe ein weiches Herz, Herr Polizeirath“, betheuerte der Dieb.

„Also wollen wir Einer den Andern nicht lange quälen.“

„Ich will Ihnen ein offenes Geständniß ablegen.“

„Das ist brav von Dir.“

„Gestern Abend vor Dunkelwerden schlenderte ich draußen vor dem Halle'schen Thor. Ich wollte mir die neue Anstalt für Verbesserung jugendlicher Verbrecher ansehen. Ach, Herr Polizeirath, wie hat es die Jugend Berlins doch jetzt gut, gegen die Zeit, als ich noch jung war. Im Sommer kann sie vor das Brandenburger Thor in den Thiergarten gehen und stehlen, und im Winter geht sie vor das Halle'sche Thor in das neue schöne Haus, um sich bequem hinterm warmen Ofen bessern zu lassen. Wie ich da nun so herumging, sehe ich auf der andern Seite einen alten Bekannten herumschleichen, dessen ich mich nicht vermuthet hatte. Er erkannte mich und kam auf mich zu.“

„Und wie hieß dieser alte Bekannte?“

Der Dieb zögerte mit der Antwort.

„Nun?“

„Seinen Namen meinen Sie, Herr Polizeirath?“

„Du bist wirklich ein recht braver Kerl, Lude, daß es Dir schwer wird, Deinen Freund zu verrathen. Denn, nicht wahr, der hat den Diebstahl gemacht, und Du hast nur von ihm die gestohlenen Sachen angenommen? Aber ich kann Dir nicht helfen, den Namen muß ich wissen.“

Der alte Dieb trogte in seinem vorigen Harren.

„Indeß, braver Lude, vorläufig wie Du willst. Ohne den Namen bleibt natürlich Alles auf Dir allein sitzen. Die beiden Andern haben sich schon rein gemacht.“

„Herr Polizeirath“, antwortete der Dieb, noch immer zögernd, „Sie kennen ihn doch nicht. Er war vor Ihrer Zeit hier.“

„Ich kenne alle Berliner Diebe seit fünfzig Jahren.“

Der Dieb ergab sich in das Unvermeidliche.

„Auch den Friß Jure?“

„Sein Vater war Portier im auswärtigen Ministerium.“

„Reiß Gott, Sie kennen ihn.“

klage beklagten, der Bericht wird vor dem Schluß der gegenwärtigen Versammlung vom Hause angenommen. Dann wählt man einen Ausschuß, welcher im Namen des Hauses Johnson wegen gewisser „schweren Verbrechen und Vergehungen“ vor dem Senate anklagt. Der Senat wird die Sache auf den 4. März vertagen, an welchem Tage das Repräsentantenhaus und der durch ein Drittel neuernannte Mitglieder erneuerte Senat zusammentreten. Viele demokratische Senatoren werden austreten und durch radikale ersetzt werden. Dann entsteht die Frage: ist der Präsident seines Amtes enthoben, sobald sein Prozeß vor dem Senate verhandelt wird, oder kann er seine Stellung nur dann verlieren, wenn dieser Körper ihn schuldig befunden? Die Verfassung läßt diese Frage unbeantwortet. Die Radikalen behaupten, die Thatfache der Anklage bedinge die Amtsenthebung und werden dann den neuen Präsidenten des Senates, der natürlich ein Radikaler sein wird, nach den Bestimmungen der Verfassung, welche den Fall des Ablebens oder Entsetzens des Präsidenten und Vizepräsidenten vorsehen, zum Präsidenten ausrufen.

Aus Mexiko ist in Paris ein Bericht Castelnau's eingetroffen, der nur Schlimmes meldet. Maximilian befand sich seit dem 29. Dezember noch immer in Puebla, wo er Dano und Castelnau empfangen. Seine Unentschlossenheit war größer als je, da sein Appell an die verschiedenen Parteiführer, abzustimmen, ganz ohne Erfolg geblieben. Der Bericht deutet an, daß nach alledem es sehr möglich sei, daß Maximilian sein Reich noch vor den Franzosen verlasse und ohne vorherige Abdankung nach Europa zurückkehre. Der Moniteur selbst meldet aus Mexiko, die Franzosen hätten auch Guadaluajara geräumt, welches von den Republikanern nach siegreichem Kampfe besetzt wurde. Suarez dürfte zur Stunde bereits in der Hauptstadt Mexiko eingezogen sein.

Die Befestigung Wiens.

Marburg, 7. Februar.

Im Frühjahr sollen, wie die „Morgenpost“ schreibt, die Arbeiten zur Befestigung Wiens beginnen: es würden vierzig Schanzwerke errichtet, deren Kosten auf achtundzwanzig Millionen Gulden veranschlagt sind.

Der Werth der Festungen ist seit der Zeit Napoleons I. mit jedem Kriege tiefer gesunken — der letzte Kampf Oesterreichs im Norden hat zum Entsetzen der alten Schule bewiesen, daß ein starker und kühner Feind sogar vier Festungen zur Seite lassen und siegreich auf die Hauptstadt des Reiches losgehen kann.

Was soll in unseren Tagen die Befestigung eines Plazes, der sechshunderttausend Einwohner zählt? Was soll die Befestigung Wiens, dessen Bevölkerung durch die nöthige Besatzung im äußersten

Falle vermehrt würde durch ein großes Heer? Wie lange würden die Lebensmittel ausreichen für dieses besetzte und besetzte Wien? Angenommen, der Verteidiger Wiens gebietet bei drohender Gefahr: wer sich nicht auf eine bestimmte Zeit mit Lebensmitteln versehen könne, habe die Stadt zu verlassen? Wohin sollen die Hunderttausende, welche dieser Befehl aus Wien verbannt? Wo fänden diese Schaaren Unterkunft, wo Arbeit und Verdienst, wenn die kriegerischen Verhältnisse eine so verzweifelte Wendung genommen, daß die Bewohner der Reichshauptstadt fliehen müssen? Wie lange könnten die vierzig Bollwerke den überlegenen Kräften des Feindes Widerstand leisten, falls er stürmt und sich nicht lieber auf Beobachtung, Einschließung, Auszehrung beschränkt?

Die Verwendung von achtundzwanzig Millionen Gulden für die Befestigung Wiens — vorausgesetzt, daß der Voranschlag nicht überschritten wird — die Verwendung eines so ungeheuren Betrages zu diesem Zwecke könnten wir nicht laut genug beklagen. Oesterreich sollte doch im letzten verhängnißvollen Kriege die Erfahrung gemacht haben, daß alle Festungen zusammen uns nicht schirmen, wenn wir politisch geschlagen sind, ehe noch der erste Schuß gefallen.

Achtundzwanzig Millionen Gulden fallen schwer ins Gewicht zu jeder Zeit — am schwersten aber in Oesterreich, wo die massenhafte anschwellenden Steuerrückstände die Verarmung des Volkes bezeugen, wo einhundertfünfundsiebzig Millionen Gulden allein für die Zinsen der Staatsschuld gezahlt werden müssen, wo der Voranschlag für das laufende Jahr einen Abgang von siebenundsiebzig Millionen nachweist. Würde um achtundzwanzig Millionen der Steuerdruck erleichtert oder käme dieser Betrag der Volkswirtschaft, dem Unterrichte zu Gute — wahrlich! es klänge ein Jubel durch das ganze Land, wie er noch selten gehört worden.

Wien ist nicht Paris. Als Napoleon I. Wien eingenommen und sein Hauptquartier in Schönbrunn aufgeschlagen — als Kaiser Franz nach Peterwardein sich geflüchtet — war Oesterreich damals verloren? Aber damals hingen die Völker noch mit Liebe am Reiche — hingen mit einer solchen Liebe daran, daß selbst Napoleons Rodruf die Ungarn nicht zum Abfalle bewegen konnte.

Oesterreich sorge dafür, daß die Liebe seiner Völker wiederkehre — jene Liebe, die im Unglück treu aushält, das Höchste wagt, das Höchste gewinnt. Die Liebe des Volkes ist heute nicht mehr die blinde, kindliche früherer Jahre — sie will verdient sein durch edle Mannesthat. Die Versöhnung der Völker, die Freiheit des Volkes ist die stärkste, ja die einzige Befestigung Wiens und Oesterreichs.

„Er ist also entsprungen? Er hatte zwölf Jahre Festung, und kaum erst die Hälfte verbüßt.“

„So ist es wahrhaftig. Er kam direkt von der Festung. Noch in seiner Soldatenjacke. Er bat mich, mich seiner anzunehmen. Ich verschaffte ihm eine andere Jacke.“

„Gestohlen?“

„Es ist ja noch nicht angezeigt, Herr Polizeirath“, antwortete listig der alte Dieb.

„Fahre fort.“

„Dann ging ich mit ihm in einen Keller in der Markgrafenstraße. Er war ausgehungert und verdurstet. Wie er nun gestärkt war, da zog gerade dem Keller gegenüber ein Offizier ein. Der Friß, der seine Augen überall hat — meine Augen sind schon alt, Herr Polizeirath — meinte, da wäre wohl etwas zu machen. Ich mußte in dem Keller bleiben und er ging fort. Nach einer Weile kam er wieder und brachte mir die Sachen. Nun wissen Sie Alles, Herr Polizeirath.“

„Schön, lieber Lude. Und wozu brachte er Dir die Sachen?“

„Um sie für ihn zu verkaufen.“

„Und das Geld?“

„Welches Geld?“

„Das Du nicht angerührt hast?“

„Habe ich davon gesprochen?“

„Ich denke.“

„Ja, ja, er zeigte mir Geld.“

„Wie viel!“

Der Dieb begann sich.

„Zwölftausend Thaler“, jagte er entschlossen. „Zwölftausend Thaler in Kassenanweisungen.“

„Teufel. Und Du hast nichts davon angerührt?“

„Keinen Pfennig.“

„Wo blieb das Geld?“

„Der Jure behielt es.“

„Und speiste Dich mit den Kleidern da ab, wofür Du lumpige fünf Thaler erhalten hast?“

Der Dieb wurde verlegen. Einerseits wollte er durch die Wahrheit sich nicht bloßgeben; andererseits empörte sich seine Diebslehre, als von einem Genossen geprellt dazustehen. Er schwieg.

„Die Wahrheit, Liede“, drängte der Polizeirath; „Du weißt, daß ich Mittel habe, sie zu erlangen. Wer hat das Geld?“

„Der Jure, Herr Polizeirath, bei Gott.“

„Wo ist der Jure jetzt?“

„Das weiß ich nicht.“

„Du willst also allein der Sündenbock bleiben? Höre, Bursch, habe

ich in einer Stunde nicht den Jure, so gebe ich mir keine Mühe mehr, ihn zu bekommen; dann, Du kennst selbst die Geseze und das Kriminalgericht, dann hast Du, und zwar Du allein, den Diebstahl von zwölftausend Thalern gemacht, und Du bist reif für die Zeit Deines Lebens.“

Noch einmal kämpfte der Dieb mit sich. Dann sagte er:

„Er hat mich zum Judenkirchhof bestellt.“

„Auf wann?“

„Auf neun Uhr.“

„Was solltest Du dort?“

„Er wollte mit mir theilen.“

„Das Geld?“

„Ich denke es.“

Der Polizeirath wandte sich an den Gensdarm Schmidt Bier.

„Der Judenkirchhof liegt hoch, Schmidt.“

Der Gensdarm errieth bei dem ersten Worte die Gedanken seines Vorgesetzten.

„Der Spizbube kann alle Wege dahin übersehen“, erwiderte er.

„Uebernehmen Sie es, ihn zu fangen! Ich muß zu dem Orte des Diebstahls.“

„Es wird schon gelingen.“

„Machen Sie Ihre Sache gut. Wo habt Ihr gestohlen?“ wandte sich der Polizeirath an den Dieb.

„Ich, Herr Polizeirath?“

„Nun, dann der Jure.“

„Markgrafenstraße zweiundneunzig.“

„Alle vorwärts!“

Der Polizeirath nahm eine Droschke und fuhr nach der Markgrafenstraße Nummer 92. In der Hausthür lebte der Bursch des Offiziers und sonnte sich.

„Ist der Lieutenant noch zu Hause?“

„Er schläft noch.“

Der Herr von Marenstern schlief in der That noch. Träume seines nahen Glückes hielten ihn auf dem Lager im Alkoven geseßelt. Der Polizeirath weckte ihn.

„Herr Lieutenant, Sie sind gestern Abends bestohlen.“

„Was, ich?“

„Um Ihre sämtlichen Uniformstücke und —“

„Und?“

„Und um zwölftausend Thaler.“

Der Offizier sprang aus dem Bette, sprang an den Schreibsekretär, schloß ihn auf, und fand ihn leer.

Er fiel zurück auf einen Stuhl.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

(Deutscher Gewerbeleiß im Auslande.) In St. Catharina (Brasilien) fand im vorigen Herbst eine Ausstellung von gewerblichen und landwirthschaftlichen Produkten statt, auf welcher drei deutsche Kolonien: Dona Franziska, Blumenau und Itajahy vertreten waren. Die Koloniezeitung erwähnt unter den Gegenständen: Kutschen, Kinderwagen, das Modell einer Niederdruckmaschine, verschiedene Töpferwaaren, Vasen, zwei Brückenmodelle, Tische, Schränke, Stühle, Armiesel, eine Sammlung Holzarten der Kolonie, Sattler- und Drechsler-Arbeiten, Cigarren und alle Arten von Früchten und Pflanzen. Sogar die Kunst war in einer Ansicht der Stadt Vesterro vertreten.

(Amerikanische Verluste im letzten Kriege.) Der Generalprofoß der nordamerikanischen Armee bringt einen Schlußbericht über das Wirken seines Departements von seiner Organisation März 1863 bis zum Ende des Krieges. Die beigefügten Tabellen weisen nach, daß 280.739 Offiziere und Mannschaften das Leben verloren. Von dieser Anzahl starben 5221 Offiziere und 90.883 Mann in der Schlacht oder an erhaltenen Wunden, während 2321 Offiziere und 182.329 Mannschaften durch Krankheiten oder Unglücksfälle ihren Tod fanden. Es kommt auf diese Weise bei den Verlusten auf je 18 Mann ein Offizier, wodurch sich dieselben bei den Letzteren als größer wie bei den Mannschaften herausstellen, indem nach dem Heeresstand auf je 25 Mann ein Offizier kommt. Andererseits, wenn die Todesfälle durch Krankheiten in Betracht kommen, so findet sich nur auf 99 Mann ein Offizier. Bei den farbigen Truppen ist der Unterschied zwischen Offizieren und Mannschaften bezüglich der Sterblichkeit noch bedeutender. In diesen Regimentern stellen sich die Verluste des Offizierskorps wie 1 : 42 und bei den Soldaten wie 1 : 66. Hinsichtlich der Zahl derjenigen, die Krankheitsfällen erlagen, ist bei den Offizieren dort das Verhältniß 1 : 77, während unter den Leuten die Zahlen wie 1 : 7 standen, ein furchtbares Betreffniß und weitaus die größte Sterblichkeit in der ganzen Armee, da bei weißen Truppen die entsprechenden Biffern das Verhältniß 1 : 17 nicht überstiegen.

(Schlittschuh-Fabrikation.) Welche Bedeutung das Schlittschuhfahren gewonnen, zeigen die Schlittschuhfabriken, deren eine in Worcester v. S. nicht weniger als 500 Groß-Schrauben, 200 Etr. Stahl, 50.000 Messingklappen, 2 Tonnen Messing, 1000 Pfd. Metallmischung 120 Etr. Holz verbraucht, woraus 25.000 Paar Schlittschuhe gefertigt wurden.

(Mäh-Maschine.) Howard hat eine neue Mäh-Maschine für Getreide erfunden, welche sowohl in stehendem wie gelagertem Getreide schneidet und auf der Pariser Ausstellung zuerst ausgestellt werden soll.

(Weinbehandlung.) In Frankreich erregt eben eine neue, von L. Pasteur erfundene Behandlungsweise des Weines großes Aufsehen. Derselbe fand nämlich, daß der Wein nur durch den Einfluß des Sauerstoffes der Luft reift. Im Rheingau hat man diese Beobachtung auch schon gemacht. Man fand nämlich, daß die Blume sich nicht so fein entwickelt, wenn man gar keine Luft zuläßt, wie es z. B. bei gewissen Korkmaschinen geschieht, mittels deren man den Kork in der Flasche dicht auf den Wein aufsetzen kann, als wenn man in der gewöhnlichen Weise pflöpft und etwas Luft in der Flasche bleibt. Der Wein verdirbt nicht durch sich selbst, sondern durch den Einfluß der in der Luft schwebenden Pilzkeime und des Sauerstoffes. Da nun letzterer zur Entwicklung nöthig ist, so handelt es sich nun darum, jene zu vernichten, und dies geschieht durch Kochen, was den Wein in keiner Weise verändert. Ein Erhitzen bis 60° C. genügt, um ihm eine große Widerstandsfähigkeit gegen alle Krankheiten zu geben.

(Geschäftsstockung.) Die „Liberale Korrespondenz“ in Berlin klagt, daß trotz der Kürze des Krieges die Geschäftskrise doch eine lange geworden, und selbst jetzt noch nicht weichen wolle. Die ungeheuren Kosten der neuen Militär-Organisation erregen hier daher ernste Bedenken. Die Freunde derselben weisen zwar darauf hin, daß der Krieg ohne Anleihe geführt worden, allein dies wurde hauptsächlich durch die erhobenen Kriegssteuern möglich und dadurch, daß der Krieg in fremden Ländern geführt wurde. „Aber ist denn die Aufnahme oder Nichtaufnahme einer Anleihe“, fragt die Lib. Korresp. mit Recht, „das einzige Kriterium für die Finanzlage eines Staates? Wir meinen nicht. Neben dem Umstande, ob ein Staat Anleihen aufnimmt oder nicht, muß man auch den Gesamtwohlstand ins Auge fassen, wie er sich ganz besonders im Handelsverkehr offenbart. Nun war es ganz natürlich, daß durch den Krieg im Sommer der Geschäftsverkehr einen empfindlichen Stoß erlitt; aber die Dauer des Krieges war so kurz, daß man annehmen durfte, die dadurch verursachte Stockung des Geschäftsverkehrs werde auch nur eine sehr kurze sein. Dies stellt sich aber in Wirklichkeit ganz anders. Im August vorigen Jahres war der Krieg beendet, und jetzt kann man noch allenthalben die leider nur zu sehr gegründete Klage über die fortdauernde Stockung im Geschäftsverkehr hören. Trotzdem aber, daß das Kapital bei dem bedeutend geringeren Geschäft der Städte müßig sein sollte, ist dem platten Lande und besonders der Landwirthschaft davon nichts zu Gute gekommen. Die Ernte ist doch Durchschnittsernte gewesen und gleichwohl ist die Schwierigkeit für den Landwirth, sich Geld zu verschaffen, so gewachsen, daß man sie in manchen Gegenden geradezu Kreditlosigkeit nennen muß. Das deutet auf tiefen Schaden und sicherlich nicht auf gewachsenen Wohlstand, wie man aus der glänzenden Lage der Staatsfinanzen zu beweisen sucht. Sollten die starken Anforderungen, welche der Staat jetzt seit einer Reihe von Jahren an das Land gemacht hat, nicht die Ursache dieser drohenden Krisis sein?“

(Der Staatshaushalt Baierns) hat sich durch das Jahr 1866 beträchtlich verschlimmert. Die Schuldenlast ist auf 388.000.000 Gulden gestiegen, worunter nur 146 Millionen produktive (Eisenbahn-)

Schulden. Die Kriegsteuer an Preußen erfordert 35.000.000 fl. und außerdem fordert der Kriegsminister 4.211.000 fl. für gezogene Kanonen und Hinterlader. Die ganze Einnahme beträgt nur 47 Millionen.

Marburger Berichte.

(Spende.) Herr A. Geburth, Fabrikant in Wien, der i. J. in Marburg Gesellschafter des Bauunternehmers Stier gewesen, hat der hiesigen evangelischen Gemeinde einen künstlerisch gelungenen Taufstein im Werthe von 60 fl. gespendet.

(Gesundheitspflanze.) In der Apotheke des Herrn Bancalari und in der Tauchmannschen Kunsthandlung ist wieder eine neue Sendung des Anatharin-Mundwassers von Dr. J. G. Popp eingetroffen. Dieses Mundwasser gewinnt durch seine heilsamen Wirkungen immer größere Ausbreitung und Anerkennung und bewährt seinen begründeten Ruf in allen Fällen von Mund- und Zahnleiden, gegen die es ausschließlich gerichtet ist. Es vermag als Schutz- und Gegenmittel, sowohl Zahnschmerzen jeder Art, Schwämme im Munde, Weisstein, Knochenfraß (Caries) und Mundfäule (Storbut), Entzündungen jeder Art, als auch üblen Geruch des Athems, durch Speisen oder Tabakrauchen entstanden, zu beseitigen und zu verhüten — dem Munde und den Zähnen einen Grad von Reinheit, Frische und Gesundheit wiederzugeben, wie er zum Wohlbehalten des ganzen Körpers erforderlich und wünschenswerth ist.

(Einbruch.) In der Nacht vom 5. auf den 6. d. M. haben mehrere Diebe bei Herrn Joseph Wehl, Grundbesitzer in Pöbersch, eingebrochen, eine Uhrkette und Kleidungsstücke im Werthe von 96 fl. entwendet. Der Versuch, in die wohlgefüllte Speisekammer zu dringen, mißlang den Thätern: sie konnten nur die Fensterbalken wegreißen — das starke Doppelgitter auszuwiegen vermochten sie nicht.

(„Merkur“.) Morgen um 8 1/2 Uhr Abends wird im kaufmännischen Verein Bericht erstattet über die Jahresfeier des Grazer Vereines „Merkur“ und über die bisherige Thätigkeit desselben.

(Zur Pariser Ausstellung.) Am 15. d. M. läuft die Frist zu Ende, innerhalb welcher die Anmeldungen zur Pariser Ausstellung bei dem Ausschuss in Graz gemacht werden müssen. Da manche Weinbauer des Unterlandes geneigt sein dürften, die Weltausstellung zu beschicken, so erinnern wir die Säumigen, die kurze Frist weniger Tage noch zu benützen.

Letzte Post.

Die Nachfolger der entlassenen Minister sind mit Ausnahme des Grafen Soluchowski noch nicht bestimmt.

Die große Masse der czechischen Bevölkerung soll geneigt sein, den ordentlichen Reichsrath zu beschicken, wenn eine freiheitliche Entwicklung in Aussicht stünde.

Ueber Südtirol ist wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit der Ausnahmezustand verhängt worden.

Deak und die hervorragendsten Mitglieder seiner Partei sind nach Wien berufen worden.

Die Zollverhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen sind wegen der Weinzölle verlagert.

Frankreich soll sich mit Rußland und Oesterreich über ein gemeinschaftliches Auftreten in Konstantinopel verständigt haben.

Eingefandt.

An den Herrn Theater-Rezensenten.

Daß Sie einen der Wahrheit getreuen Theaterbericht zu geben nicht verstehen, weiß Jeder, welcher Ihre Kritik liest und die Vorstellungen kennt. Daß Sie nun aber auch den schädlichen Ton der Erwiderung nicht treffen, haben Sie jetzt ebenfalls gezeigt, weil Sie auf eine höfliche Frage nicht höflich geantwortet. Sie dürfen übrigens nicht meinen, daß Sie das Privilegium haben, über das Theater kritisiren zu dürfen. Seine Ansicht auszusprechen, kann auch ein Anderer, welcher seinen Platz bezahlt — und kann es viel leichter, als Sie, da Sie gegenüber der Direktion deshalb verpflichtet sind, weil Sie einen Freisitz und einen freien Stehplatz im Parterre während der ganzen Saison, Gott weiß, aus welchen Gründen, genießen. Auf ihre Belehrung will ich Verzicht leisten, da auch der kleine Artikel, welchen Sie über den „hyperkritisirenden deutschen Theaterbesucher“ bringen, nicht deutsch ist. Zu Ihrer Beruhigung kann ich versichern, daß ich Schiller wohl eben so gut, wie Sie verstehe. — Ein deutscher Theaterbesucher.

Direktor Sonnleithner hat gestern eine Geschäftsreise nach Wien unternommen, theils um daselbst eine Operettensängerin zu acquiriren, und theils um daselbst die Kostume zu Offenbachs „schöne Helena“ anfertigen zu lassen.

Angelommene in Marburg.

Vom 5. bis 6. Februar.

„Erzherz. Johann.“ Die Herren: Dolap, 1. Offizier, v. Görz. Fischer, Förster, v. Marzel. Gutmann, Reisender, v. Wien. Scheidenberger, Kellner, v. Marburg. Bauer, Agent, v. Wien.

Danksagung.

Allen Freunden und Bekannten, welche meiner innigstgeliebten Gattin so zahlreiche die letzte Ehre erwiesen, spreche ich sowie auch die Angehörigen den herzlichsten Dank aus.
Marburg, 6. Februar 1867. Franz Herold.